

Sozialpädagoginnen aus Uster

«Das Mobbing ist eher schlimmer geworden»

Im Generationengespräch tauschen sich jeweils zwei Experten über ein Thema aus. Heute erzählen zwei Sozialpädagoginnen aus Uster über die Arbeit mit behinderten Menschen.

von Deborah von Wartburg



Mehr Ansprüche, mehr Kontrolle, mehr Inklusion. Bei der Arbeit mit Beeinträchtigten hat sich einiges verändert. Darüber sprechen Ruth Schneider und Regina Naunheim im Generationengespräch. (Bild: Fabio Meier)

Ruth Schneider ist 63 Jahre alt, hat im Jahre 1977 ihre Ausbildung als «Heimerzieherin» abgeschlossen und im Werkheim Uster lange als Sozialpädagogin gearbeitet. Sie wurde gerade pensioniert. Regina Naunheim ist 33 Jahre alt, arbeitet ebenfalls im Werkheim als Sozialpädagogin und hat erst kürzlich ihre Ausbildung an der höheren Fachschule abgeschlossen.

In welcher Zeit hat sich die Arbeit mit Behinderten am meisten verändert?

Ruth Schneider: Das war sicher in der Zeit der Heimkampagnen um 1970 herum. Damals haben linke Gruppierungen die Zustände in Heimen für Beeinträchtigte, Alte oder Menschen mit einem herausfordernden Verhalten, angeprangert. Beispielsweise, dass Letztere damals noch «Verhaltensgestört» genannt wurden. Das hat die Sicht auf die Menschen mit Beeinträchtigung in der ganzen Gesellschaft stark verändert und damit eben auch die Arbeit mit ihnen. Die Heimleiter dieser Zeitperiode kann man deshalb aber nicht verteufeln. Sie waren eben Kinder ihrer Zeit. Auch wir wurden durch die Bewegung kräftig durchgeschüttelt. Wir sind ja auch mit der alten Erziehung grossgeworden, als in der Schule noch geschlagen wurde.

Welche Veränderungen meinen Sie konkret?

Regina Naunheim: Heute achtet man sicher mehr darauf, dass die Klienten selbstbestimmter leben können. Man geht grundsätzlich davon aus, dass jeder Mensch Experte in seinem Leben ist. Wir begleiten sie nur auf ihrem Weg. Beispielsweise frage ich meine Klienten beim Einkaufen, welches Duschmittel sie gerne möchten, anstatt einfach eines zu nehmen. Sie sollen so viel selbst entscheiden, wie möglich. Deshalb spricht man heute auch von Klienten anstatt Betreuten, weil der aktive Part so bei ihnen liegt.

Nützen denn diese Terminologien wirklich etwas?

Naunheim: Ob sie bei der Bevölkerung wirklich etwas bewirken, wissen wir natürlich nicht mit Sicherheit. Aber sie beeinflussen die Haltung von uns Betreuern insofern, dass wir die Klienten als aktiven Part wahrnehmen, anstatt sie zu bevormunden. Und damit wirken sich die Bezeichnungen auch auf die Klienten aus.

Schneider: Aber es stimmt schon, dass ausserhalb unseres Fachbereichs kaum jemand von Menschen mit Beeinträchtigung oder Klienten spricht. Dort sagt man nach wie vor «behindert». Was mich aber allgemein viel mehr nervt, ist die Bezeichnung «Invalidenrente», die die Menschen mit Beeinträchtigung ja auch bekommen. Das bedeutet ja wörtlich übersetzt «Unwert-Rente». Die muss unbedingt umbenannt werden, das würde wirklich etwas in der Gesellschaft verändern.

Hat sich die Sicht der Gesellschaft auf Menschen mit Beeinträchtigungen verändert?

Schneider: Leider ist ihnen gegenüber der Grossteil der Bevölkerung nach wie vor kritisch eingestellt. Mich frustriert das. Früher gab es auch schon Mobbing im Dorf. Auch wir haben uns als Kinder über die beeinträchtigten Menschen lustig gemacht. Heute ist das Mobbing aber eher noch schlimmer geworden. Ich höre oft Jugendliche, die sagen: «Bisch behindert?» Manchmal spreche ich sie dann an und frage, ob sie wissen, was das überhaupt bedeutet. Wir erleben leider oft, dass Klienten im Zug oder wenn sie allein unterwegs sind, blöd angemacht oder verarscht werden. Leute geben ihnen etwa an, sie dürften jetzt nicht in den Zug steigen und die Klienten hören dann darauf. Das tut schon weh, so etwas mitanzusehen.

Naunheim: Die Leute verhalten sich widersprüchlich. Wenn im Fernsehen Sendungen wie «Üse Buurehof» laufen, finden das alle super. Wenn ein Klient aber in der Öffentlichkeit eine Krise hat, dann werden wir gefragt, warum wir mit dieser Person überhaupt ins Freie gehen.

Schneider: Ja, auf der Theaterbühne sind die Beeinträchtigten beliebt, aber wehe einer klatscht im Publikum im falschen Moment.

Wie hat sich Ihr Berufsalltag geändert?

Schneider: Er ist sicher kontrollierter geworden. Früher haben wir einfach gemacht, was wir konnten. Auch beim Aufschreiben der Stunden beispielsweise. Heute muss man alles genau dokumentieren.

Naunheim: Und jeder Schritt muss begründet werden. Das ist manchmal schon mühsam. Was mich auch nervt, ist, dass Geldgeber und Gesellschaft dauernd Förderung verlangen. Wenn ich mein Potential voll ausschöpfen würde, müsste ich an meinen freien Abenden ja auch Russisch lernen. Darauf habe ich aber keine Lust. Und vielleicht wollen unsere Klienten am Abend auch einfach lieber einmal fernsehen, anstatt immer zu basteln oder staubzusaugen. Die Ansprüche an den Beruf und die verfügbaren Ressourcen haben sich schon verändert.

Inwiefern? Hat man heute mehr Geld zur Verfügung?

Naunheim: Jein, früher hatte man weniger Ressourcen. In den Neunzigern floss das Geld dann grosszügig. Man spricht in der Szene scherzhaft von der «Zeit der vergoldeten Rollstühle». Heute gibt die Politik wieder weniger für uns aus.

Schneider: Trotzdem sind die Erwartungen der Geldgeber an die Qualität des Essens oder an die Hygiene höher. Und jeder hat ein Anrecht auf ein Einzelzimmer, trotzdem will man für diese Leistungen weniger ausgeben. Das passt nicht zusammen.

Haben sich die Arbeitsansätze mit Behinderten im Alltag gewandelt?

Schneider: Nach den altbackenen und autoritären Ansätzen vor der Heimkampagne war man lange auf das Lösungsorientierte erpicht. Das hat mich auch genervt. Jetzt sind die Ansätze wieder entspannter. Immer ein Thema sind aber Berührungen. Manche Klienten, gerade die älteren, brauchen aber ab und zu einfach eine Umarmung. Im Werkheim haben wir dazu eine gesunde Einstellung – zum Glück. Trotzdem sind wir achtsam und lassen jetzt immer alle Türen einen Spalt offen, wenn wir ein Zimmer betreten. Das ist ein Schutz für alle.

Naunheim: Das Ziel ist heutzutage eher Inklusion statt Integration. Dass heisst, dass sich unsere Klienten nicht immer anpassen müssen, sondern, dass ein Weg gefunden wird, wie sie in unserer Welt so leben können, wie sie sind.

Schneider: Das ist ein guter Ansatz. Leider funktioniert er nicht für alle. In meiner damaligen Abschlussarbeit habe ich ein Lager organisiert, in dem beeinträchtigte Kinder gemeinsam mit gesunden Kindern verreisten. Während des Lagers war alles gut, aber danach waren gerade die Beeinträchtigten sehr unglücklich, weil sie sich etwa verliebt hatten und dann feststellen mussten, dass die oder der Auserwählte sie nicht heiraten würde. Sie haben die ganzen Versprechungen und Spässchen ernst genommen, die in solchen Lagern eben gemacht werden. Im Nachhinein würde ich das Lager nicht mehr durchführen.

Alles in allem: Ist das Leben der Behinderten heute besser?

Schneider: Ja, vor allem im persönlichen Bereich. Aber im Arbeitsbereich funktionierte die Inklusion früher besser. Denn es gab mehr kleine Betriebe, die froh waren um die zusätzliche Arbeitskraft. Wegen der Wirtschaftskrise gibt es heute weniger Firmen, die bereit sind, einen geschützten Arbeitsplatz anzubieten. Und viele der Jobs von damals wurden mittlerweile von Maschinen ersetzt.

Naunheim: Es gibt aber auch Beispiele, bei denen es heute funktioniert. Ein gutes Konzept haben wir etwa mit der Migros. Dort werden die Klienten von sogenannten Job-Coaches von unserer Seite begleitet. So hat die Migros keinen Mehraufwand mit ihnen. Das könnte ein Modell für die Zukunft sein.